



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

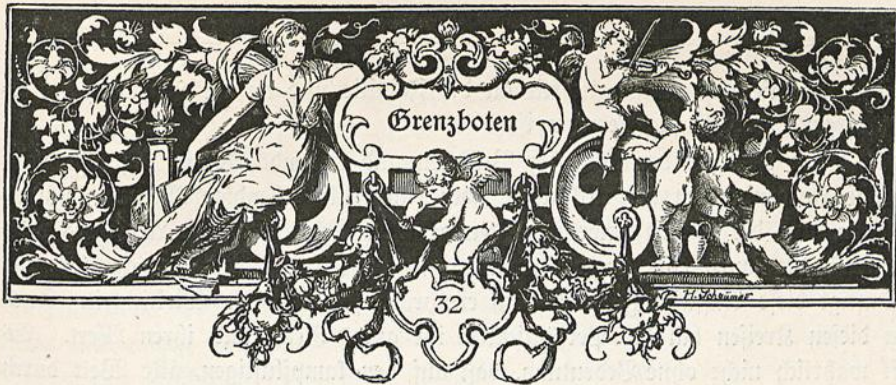
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Joachim Pecci

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Joachim Pecci

Von Otto Kaemmel



er von Rom nach Neapel fährt, am Albanergebirge vorbei das breite Saccotal hinab, der sieht eine nicht nur höchst malerische, sondern auch eine historisch, insbesondere kirchengeschichtlich interessante Landschaft sich entfalten. Wie er weiter südwärts an der Burg Rocca Secca bei Aquino, der Heimat des großen Scholastikers Thomas, und an Monte Cassino, dem ehrwürdigen Mutterkloster des abendländischen Mönchtums, vorüberkommt, so liegt am Saccotale links, weit entfernt von der Eisenbahnstation, die seinen Namen trägt, auf breitem Höhenrücken inmitten fruchtbarer Felder Anagni, die Vaterstadt Bonifatius des Achten; rechts an der zackigen, trotzig aufgebauten Kette der alten Volsterberge, der Monti Lepini erhebt sich Segni, das antike Signia, der Geburtsort Innozenz des Dritten. Von dort führt jetzt eine gute vielgewundene Straße tiefer hinein und höher hinauf nach einem Felseneste, das auf seinem isolierten Berggästel hoch aufgebaut weit ins Land hineinschaut; es ist Carpineto Romano, die Heimat Joachim Peccis, Papst Leos des Dreizehnten. Gleich am Eingang des Städtchens in der Via Cavour steht der bescheidne Palazzo Pecci, sein Geburtshaus, davor spenden zwei Marmorbrunnen, die er seiner Vaterstadt hat errichten lassen, das frische Gebirgswasser; der Palast enthält jetzt eine Bibliothek, eine naturwissenschaftliche Sammlung und ein Observatorium, die er gestiftet hat; er hat dann nicht nur die alte gotische Kirche Sant' Agostino erneuert, sondern auch eine neue Kirche hinzugefügt, außerdem eine Mädchenschule, ein Kindersyl und ein Hospital errichtet, das alles in einem kleinen weltentlegnen Bergstädtchen, von dessen Verlassenheit sich nur der eine richtige Vorstellung machen kann, der ähnliche Gebirgslandschaften Italiens bereist hat, in einem Orte, wo der Stifter selbst nur in seinen ersten Kinderjahren dauernd gelebt, später immer nur einige Wochen zugebracht hat, und den er als Papst niemals hat betreten können. Noch unter seinen letzten Jubiläumsgeschenken war ihm eins der liebsten ein illustriertes Familienalbum, das neben seinem eignen Porträt aus verschiedenen Lebensaltern die Bildnisse seiner Eltern und seiner Brüder und zahlreiche Ansichten aus Carpineto enthielt. Das alles sind Beweise dafür, daß in diesem Manne, der mehr als ein Vierteljahrhundert die römische Weltkirche geleitet hat,

die echt italienische Anhänglichkeit an die Familie und an die Heimat ein ausgeprägter Charakterzug gewesen ist.

Man ist leicht versucht, sich Prälaten und vollends Päpste sozusagen als bloße Inkarnationen der kirchlichen Idee, nicht als lebendige Menschen vorzustellen, und die allezeit unter dem Zwange ihrer Würde stehende Art ihres Auftretens, die ihnen eine lange Gewöhnung zur zweiten Natur gemacht hat, begünstigt diese Auffassung. Und doch entspricht sie nicht der Wirklichkeit. Auch in diesen Kreisen hat die Persönlichkeit ihr gutes Recht und ihren Wert. Es ist wahrlich nicht ohne Bedeutung, daß auf den kampflustigen, alle Welt durch seine Ansprüche herausfordernden Pius den Neunten der Kluge, von den mannigfachen Interessen bewegte Staatsmann Leo der Dreizehnte folgte, auf diesen der schlichte, milde Seelsorger Pius der Zehnte, auf zwei Männer aus dem Adel Mittelitaliens der Bauernsohn aus dem venezianischen Flachlande. Gewiß, die Zeit erzieht nur das Genie, aber sie schafft es nicht, und es ist vergebliche Mühe, die Persönlichkeit einfach aus ihrer Umwelt ableiten zu wollen. Immerhin, ihre Bildungskraft ist nicht zu unterschätzen, und so ist es ein großes Verdienst des oft genannten katholischen Historikers Martin Spahn in Straßburg, uns das Werden und Wachsen Leos auf Grund sorgfältigen Studiums des veröffentlichten Materials, im steten Zusammenhang mit den Strömungen seiner Zeit, namentlich innerhalb des Katholizismus, mit unbefangener Würdigung der verschiedenen Parteirichtungen und mit freimütigem Urteil, auch über katholische Dinge, wenn auch mit einiger Malerei ins Helle geschildert zu haben.^{*)} Darin liegt der Hauptwert des gut geschriebenen und vortrefflich ausgestatteten Buches; die Zeit des Papsttums von 1878 bis 1903, also die historisch wichtigste, nimmt nur einen kleinen Teil, von 248 Seiten nur 48, ein, und eine Würdigung seiner Bedeutung und seiner Erfolge lehnt der Verfasser geradezu ab (vgl. S. 222. 243). Um so genauer, kleine persönliche Züge und die Zeichnung seiner jeweiligen Umgebung fast gänzlich verschmähend, geht er auf den innern Entwicklungsgang Peccis ein, sodaß schließlich das, was er als Papst getan hat, als die notwendige Folge, als die Ausführung und Vollendung dessen erscheint, was er als Joachim Pecci gesonnen und erlebt hat.

Die Pecci sind erst in der Zeit Karls des Fünften angeblich aus Toscana (Siena) in den Kirchenstaat eingewandert und dort zunächst als Pächter und Lehnsleute der Borgheze emporgekommen. Im achtzehnten Jahrhundert legten sie sich den Titel Conte bei, bauten sich in Carpineto ein stattliches Herrenhaus und richteten es standesgemäß in der Weise des kleinen römischen Landadels ein. Zu Ende des Jahrhunderts war Lodovico Pecci das Familienhaupt, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt, ein Ehrenmann von einfacher Art, der wenig

^{*)} Leo XIII. Dargestellt von Martin Spahn. München, Kirchheim, 1905 (mit einem Porträt). Die Regierung Leos besonders versucht eine kleine Skizze von Hans Barth, Leo XIII. Dresden, E. Reifner (o. J.), zu schildern, doch ohne die dem Historiker ziemende Unbefangtheit und in einem unangenehmen nachlässigen Tone. Das biographische Hauptwerk war bisher das Buch des Belgiers Merclaez, *Le pape Leo XIII. Sa vie etc.* Paris et Lille, Desclès, de Brouwer et Cie. Interessante Einzelheiten bringt Raffaele de Cesare in dem Aufsatz *Papa Leone XIII. ed il conclave* in der *Nuova Antologia* vom 16. Juli 1903, S. 353 ff.

aus sich herausging, für seine Familie lebte und am liebsten träumerisch den Abendglocken lauschte, deren Klang der Wind von nah und fern nach der Höhe von Carpineto trug. Aber sein Interesse reichte über diesen engen Kreis hinaus; er verfolgte eifrig die zeitgenössischen Ereignisse und war den neuen Ideen nicht abhold, die die französische Revolution vollends in der Zeit der Napoleonischen Herrschaft über Rom (1808 bis 1814) auch dem Kirchenstaate zuführte. Seit 1791 war er mit Anna Prospero-Buzi verheiratet, die den „Tribunen“ Cola di Rienzo zu ihren Vorfahren zählte. Sie stammte aus der uralten, noch heute von zyklischen Mauern umgebenen Latinerstadt Cori (Cora) am westlichen Abhange des Volstergebirges, deren prächtiger Herkulestempel weit über das Gebirge und über die grüne Ebne der pontinischen Sümpfe bis zum blauen Meer hinwegschaut. Innig religiös — sie gehörte den Terziarierinnen des Franziskanerordens an —, klug, energisch gab sie sich „mit unsäglichlicher Leidenschaft“ ihren Pflichten als Mutter hin, erfüllte ihre Kinder mit dem Gefühl engster Familiengemeinschaft, half den schmalen Einkünften durch eine Seidenwurmkuultur in ihrem Hause auf, hatte aber auch für Arme und Bedürftige allezeit eine offene Hand und war zum Beispiel im Hungerjahre 1815 die allgemeine Helferin.*)

Als ihr vierter Sohn wurde Joachim (Giacomo) Vincenz Ludwig am 2. März 1810 noch als französischer Untertan (wie in demselben Jahre Camillo Cavour in Turin) geboren. Bald wurde der anmutige, schlanke, bewegliche, fröhliche Knabe mit den großen strahlenden Augen, der sich gern mit seinen Brüdern und derben Bauernjungen als Kletterer und Vogelfsteller in seiner wilden Gebirgseinsamkeit tummelte, unter den fünf Brüdern und zwei Schwestern der Liebling der Mutter, die ihn kosennd Nino (Abkürzung aus Vincenzo) nannte und von ihm wie von dem dritten Sohne Joseph Großen für die Familie erwartete, während die beiden ältesten Söhne Landbesitzer bleiben sollten und blieben. Deshalb entschlossen sich die Eltern, Nino und Joseph im September 1817, kurz nachdem der Kirchenstaat mit allen seinen Mißbräuchen einschließlich des Brigantenwesens, das jede Sicherheit um Rom aufhob und sogar Carpineto bedrohte, 1814 wiederhergestellt war, nach Rom zum Oheim Anton Pecci zu geben, und folgten den Söhnen, von Sehnsucht getrieben, schon im November selbst dahin. Aber zur weiteren Ausbildung vertrauten sie beide schon am 1. Oktober 1818 dem soeben wiederhergestellten Jesuitenkollegium in Viterbo an und sicherten ihnen dadurch wie den Verkehr mit den Söhnen des italienischen Adels so die beste wissenschaftlich-humanistische Bildung, die damals in Italien zu finden war, freilich eine ganz formale und logische Bildung. Doch blieben die Knaben immer in enger Verbindung mit der Heimat, schrieben fleißig Briefe nach Hause, sahen oft einmal die zärtliche Mutter bei sich und brachten die Ferien dort in der frischen Gebirgsluft zu. Nino erwies sich als ein fleißiger und begabter Schüler; des Lateinischen bemächtigte er sich allmählich so ganz, daß er es in Prosa und Vers vollkommen beherrschte und darin als echter Humanist geradezu den seiner Art am meisten entsprechenden Ausdruck seiner

*) Die römische *Nuova Antologia* vom 1. August 1903 brachte ein Bild von Carpineto und vom Palazzo Pecci sowie Porträts Joachims als Nuntius in Brüssel, seines Großvaters und seiner Mutter.

Gedanken fand. Zu den höhern Studien, zunächst zur Klasse der Rhetorik, bezog er im Herbst 1824 das Collegio romano der Jesuiten in Rom. Nun ist zwar die jesuitische Erziehung niemals das düstre Gespenst gewesen, als das sie zuweilen von Unkundigen gemalt worden ist, auch nicht eine das nationale Element zugunsten des kirchlichen Universalismus unterdrückende Institution, sie hat vielmehr dem Bedürfnis der Jugend nach Abwechslung und Lebensfreude immer Rechnung getragen, deshalb z. B. auch die Schulkomödie eifrig gepflegt, aber sie war allerdings vor allem auf Vertiefung des innern, persönlichen Lebens und auf möglichste Abschließung von der Außenwelt gerichtet.^{*)} Gerade diese Seite kam nun bei Pecci weniger zur Geltung. Denn er wohnte nicht als Interner in dem gewaltigen Mauerviereck des Kollegiums, sondern bei seinem Oheim Anton in der Nähe von Aracoeli auf dem Kapitol und hatte somit völlige Freiheit, Rom kennen zu lernen. In „Weltfönn und Herrengest“ wurde er ganz Römer; von religiöser Stimmung war damals wenig in ihm, obwohl er kurz vor dem Tode der Mutter 1824 auf deren dringenden Wunsch die Tonsur genommen hatte, und während Joseph zu derselben Zeit in das Noviziat des Jesuitenordens trat, hatte Nino gar kein inneres Verhältnis zu dem Orden. Ehrgeizig vielmehr, selbstbewußt, klug, beweglich, gemessen und ohne das Bedürfnis nach persönlicher Freundschaft, deshalb auch wenig beliebt, faßte er das Ziel der eignen Größe bald fest ins Auge. Er arbeitete fleißig, damals in mathematischen, philosophischen und theologischen Studien, aber die Wissenschaft, die ihm ja nach alter scholastischer Art als etwas Fertiges, Anzueignendes dargeboten wurde, nicht als Gegenstand der Forschung, diente ihm nur als Mittel zum Zwecke; eifrig verfolgte er die politischen Vorgänge, er sprach verächtlich über die verrotteten Zustände des Kirchenstaats und mit kühler Überlegenheit über die Personen der Päpste, Leos des Zwölften, Pius des Achten, Gregors des Sechzehnten. Auch in der Familie zeigte er sich energisch und herrisch; um ihre Zukunft zu sichern, willigte er 1829 in ein Abkommen, wodurch die beiden ältesten Brüder als Erben des Vermögens eingesetzt, die jüngern mit einer schmalen Rente abgefunden wurden; damals gelobte er auch dem Vater, für die Größe der Familie zu sorgen. Gern kehrte er auch damals immer wieder nach Carpineto zurück und durchstreifte als eifriger Jäger mit einem langen Gewehr, zu dessen Ankauf ihm ein Bruder das Geld gegeben hatte, von einem Bauern begleitet, die Berge und Wälder der Heimat. In der Richtung auf sein Ziel war es ein großer Schritt vorwärts, daß es ihm durch die besondre Gnade Leos des Zwölften, der ihn unter das Patriziat von Anagni aufnahm, gelang, im November 1832 in die Accademia dei nobili einzutreten, die Pflanz-

^{*)} Davon geben eine anschauliche Vorstellung die Aufzeichnungen von Franz Hettinger (geboren 1819 in Aschaffenburg), der 1841 bis 1845 Alumnus des Collegium germanicum in Rom war und 1890 als Professor der Theologie in Würzburg starb, in dem Buche von S. Smidt, Ein Jahrhundert römischen Lebens (Leipzig, Dyk, 1904), einer dankenswerten und geschickten Zusammenstellung von Aufzeichnungen deutscher Bewohner Roms von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1870, von J. J. Windelmann bis auf F. Gregorovius, mit biographischen Angaben über die einzelnen Verfasser und Annalen. Die Arbeit ergänzt somit das Buch von Grävenitz, Deutsche in Rom, 1902 (vgl. Grenzboten 1903, erstes Vierteljahr S. 689 ff., 765 ff.).

schule des päpstlichen Beamtentums; zugleich begann er das Studium der Rechtswissenschaft an der Sapienza, ein ganz theoretisches, dem Leben abgewandtes Studium, und beendete es 1837 mit der Promotion zum Doctor juris utriusque honoris causa. Es war sein Kummer, daß sein Vater diesen ehrenvollen Abschluß nicht mehr erlebte (gestorben 1836). In diesem ganzen Studiengange lernte er aber keine einzige fremde lebende Sprache, und die Sprache der Wissenschaft war das Lateinische. Trotz dem Mangel jeder Vorbildung für das praktische Leben wurde Pecci doch schon am 28. Juni 1837 zum Räte im Staatssekretariat ernannt (ponente del governo). Damals erst brach das religiöse Gefühl mächtig in ihm hervor, als die Cholera im Sommer dieses Jahres Rom ergriff. Er machte die geistlichen Exerzitien der Jesuiten mit, empfing am 31. Dezember 1837 die Weihen und las am 1. Januar 1838 tief ergriffen und innerlich beglückt seine erste Messe. Aufgewachsen unter der Gut zärtlicher Mutterliebe und starken Familiensinns, aber fest und biegsam wie Stahl, erfüllt von römischem Herrenwillen und ein überzeugter Hierarch, der in seiner Kirche die *societas perfecta* sah und für den Staat keinerlei Verständnis hatte, vielseitig, aber ganz theoretisch und scholastisch in enggeschlossenen Kreisen gebildet, eine mehr weltliche und politische als religiöse Natur, so trat Joachim Pecci in die Welt ein, die er außerhalb von Carpineto, Viterbo und Rom gar nicht kannte, als er am 12. Februar 1838, noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, das Amt eines Delegaten (Statthalters) von Benevent übernahm.

Auf dem Wege dahin hielt er sich ein paar Tage in Monte Cassino auf, wo er am 24. April seinen Namen in die Fremdenliste eintrug; er erschien damals „würdevoll in seinem Benehmen, gemessen in seiner Sprache, in gerader Haltung, mit gerötetem Gesicht, blauen Augen und mit einer Bildung, die über sein Alter ging.“ Das kleine Gebiet lebte noch ganz in mittelalterlichen Zuständen; der Adel beherrschte es, und bei seiner eingeschlossenen Lage war es unter heimlicher Mitwirkung dieses Adels ein Nest von Schmugglern und Briganten geworden, wirtschaftlich aber völlig zurückgeblieben. Da griff der junge Delegat, nachdem er eben einen Typhusanfall überwunden hatte, kräftig durch. Er brachte die stockende Verwaltung in Gang, organisierte die Polizei, machte dem Brigantentum ein Ende, begann den Bau von Straßen, suchte überall tüchtige Leute in die Verwaltung zu bringen, den Intriguen und dem Vetternschaftswesen des einheimischen Adels zum Troste. Dessen Intriguen in Rom gelang es freilich bald, den unbequemen Delegaten zu beseitigen; im Sommer 1841 wurde Pecci in dieselbe Stellung nach Perugia versetzt, wo er am 17. August eintraf. Die alte Etruskerstadt, die auf ihrer lustigen Höhe über dem obern Tibertale noch heute von ihren uralten Mauern umgeben ist, der Sitz eines Bischofs, einer alten (1304 gegründeten) Universität und ehemals der umbrischen Malerschule, die nächste Nachbarin von Assisi und ein wichtiger Schauplatz der merkwürdigen umbrischen Provinzialkultur, die im heiligen Franziskus und in jener mit seinem Orden eng verbundenen Malerschule ihren religiösen und künstlerischen Ausdruck gefunden hat, war im Gegensatz zu dem rückständigen Benevent der Mittelpunkt einer intelligenten und wirtschaftlich rührigen Bevölkerung von der italienisch-guelfischen Gesinnung, in der Vincenzo Gioberti eine nationale

Regeneration Italiens als Bundesstaat unter der Führung des Papsttums erstrebte. Für solche Ideen, die, von einem bedeutenden Manne vertreten, um 1840 wohl noch durchführbar gewesen wären, hatte Pecci damals noch kein Verständnis; er begnügte sich mit der laufenden Verwaltung und strebte von Perugia hinweg nach Rom. Es sollte anders kommen. Zu Anfang des Jahres 1843 erhielt er mit dem Range eines Erzbischofs den Auftrag, als päpstlicher Nuntius und legatus a latere nach Brüssel zu gehen, in die große Welt hinaus, die ihm so fremd war; erst auf der Reise nach Brüssel lernte er Französisch.

Er trat auf einen heißen Boden. Vor einem Jahrzehnt erst hatte sich Belgien infolge einer demokratisch-klerikalen Bewegung als selbständiger Staat konstituiert, es war neben Frankreich der Hauptschauplatz der großen katholischen Bewegung, die als ein Rückschlag gegen die Ideen der französischen Revolution unter eifriger Teilnahme der Laien eine Erneuerung der Kirche von innen heraus und eine politisch-soziale Umgestaltung der Völker unter Führung der Kirche erstrebte. Noch fand dazu Rom kein Verhältnis; Gregor der Sechzehnte verdamnte schon 1832 die in der neuen belgischen Verfassung vorgeschriebene Trennung der Kirche vom Staate. Infolgedessen entrißen die Liberalen der katholischen Partei bei den Wahlen alle Städte, und Nothomb (seit April 1841) bildete ein Koalitionsministerium aus liberalen und katholischen Elementen. Dieses setzte 1842 ein Volksschulgesetz durch, das die Bischöfe verwarfen, weil es den kirchlichen Charakter der Volksschule nicht wahrte. In diese schwierigen Verhältnisse trat Pecci ein. Zum erstenmal in seinem Leben sah er in Belgien bewundernd die moderne Industrie und die politische Demokratie an der Arbeit; er studierte die große flämische Kunst, er besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, er verkehrte freundlich mit dem Hofe und mit dem Adel, auch mit den Jesuiten, er bewunderte die Kirchenregierung der belgischen Bischöfe, er erwirkte 1844 die Errichtung eines belgischen Kollegiums in Rom für die Heranbildung belgischer Geistlicher. Aber er verstand die Kunst noch nicht, in diesen Gegensätzen eine ausgleichende Stellung zu behaupten. Er übernahm direkt die Leitung des Ordenswesens, er trat für die Universität Löwen gegen die Jesuiten ein, er begeisterte sich für die katholische Partei und brachte dadurch das Mittelschulgesetz der Regierung zu Fall. Die Folge war der völlige Wahlsieg der Liberalen und der Rücktritt des vermittelnden Ministeriums Nothomb am 19. Juni 1845. Das neue Ministerium forderte in der schroffsten Form in Rom die Abberufung des Nuntius, und im Oktober wurde Pecci zu seiner eignen peinlichen Überraschung und zur Entrüstung seiner Familie, die ganz andre Dinge von ihm erwartet hatte, zum Bischof von Perugia ernannt. Die Zeit bis zu seiner Rückkehr benutzte er zu einer Reise in die Rheinlande, wo er den Kardinal-Erzbischof von Köln, Johannes von Geißel, in seiner Arbeit für die Disziplinierung seines Klerus und seiner Diözese kennen und bewundern lernte; dann ging er nach England, wo damals unter John Newman und Nikolaus Wiseman eine starke katholische Bewegung begonnen hatte; zum ersten und letztenmal trat er damals persönlich in germanisch-protestantische Kulturkreise ein, aber er hat auch nachmals weder Englisch noch Deutsch gelernt, sodaß ihm das Geistesleben beider Völker verschlossen blieb. Die Rückreise führte ihn

über Paris; am 16. Juli 1846 hielt er zu Pferde, unter einem kostbaren Seidenbaldachin, vom Geläute der Glocken und Kanonendonner begrüßt, seinen fürstlichen Einzug in Perugia.

Wenig Wochen vorher, am 16. Juni, war Pius der Neunte erhoben worden, eine im Kerne des Wesens milde und religiöse Natur, aber ohne Verständnis für die soziale und nationale Bewegung. Und doch setzten die Neoguelfen, die Anhänger Gioberti's, ihre ganze Hoffnung auf ihn. Auch Pecci teilte damals diese Hoffnungen. Er kannte Gioberti von Brüssel her, wo dieser damals in Armut lebte, er ließ sich von der Glut seines „Primato“ ergreifen, er ließ im Januar 1848 eine Trauerfeier für die im Straßenkampf gefallenen Palermitaner zu und segnete die Fahnen der Peruginer Freiwilligen, die in den Krieg gegen Österreich zogen, als auch Pius seine Truppen gegen die Habsburger ins Feld sandte; noch im Juni nahm der Bischof Gioberti freundlich auf und dankte ihm am 14. Juni für seinen Besuch „voll herzlicher Achtung und Verehrung“ als „sein ihm aufs innigste zugetaner Joachim Pecci.“ Aber schon hatte der Papst durch seine Allokution vom 29. April den Traum, daß er die Leitung der nationalen Bewegung übernehmen werde, zerstört, und der unter der Leitung der piemontesischen Krone so hoffnungsreich begonnene Feldzug in der Lombardei nahm mit dem Waffenstillstand vom 9. August ein unrühmliches Ende. Seitdem kamen überall in Mittelitalien die republikanisch gesinnten Anhänger Mazzini's empor; sie verjagten am 8. August die Österreicher aus Bologna, sie rissen in Toscana das Ministerium an sich, sie nötigten den Papst, eine liberale Verfassung zu gewähren, die Graf Rossi, seit dem 15. September sein Minister, ehrlich durchzuführen versuchte, um den Mazzinisten das Heft zu entwenden, sie bildeten auch in Perugia radikale Vereine. Aber als Rossi am 15. November unter ihrem Dolche gefallen war, und Pius am 24. November, alle Zugeständnisse widerrufend, flüchtig Rom verlassen, und dort das Parlament am 29. Dezember die Berufung einer Konstituante beschlossen hatte, da wurde auch in Perugia jede bischöfliche Tätigkeit gelähmt. Erst die Einnahme der ewigen Stadt durch die Franzosen am 29. Juni 1849 stellte die Herrschaft des Papstes mit fremden Bajonetten wieder her, fortan aber nahm diese Regierung unter der Leitung des Staatssekretärs Antonelli einen ganz reaktionären, antinationalen Charakter an. Damit war der Fall des Kirchenstaats entschieden, denn fortan übernahm das liberale piemontesische Königtum die Leitung der nationalen Erhebung.

Um so eifriger wandte sich Pecci seiner kirchlichen Aufgabe zu. Gegenüber der unfkirchlichen Gesinnung des Kleinadels und des Bürgertums seiner Diözese wie der mangelhaften Bildung seines Klerus, der ganz unfähig war, die modernen Ideen zu bekämpfen, weil er sie gar nicht kannte, wollte er nach dem niederrheinischen und belgischen Vorbilde, das für Mittelitalien etwas ganz Neues war, die kirchlichen Kräfte organisieren. Darauf zielte die umbrische Synode, die unter seinem Voritze vom 18. Oktober bis zum 29. November 1849 achtzehn Bischöfe in Spoleto versammelte und eine Reihe von Statuten aufstellte. Sie erstrebten bessere Kirchenzucht, bessere Vorbildung des Klerus namentlich in den weltlichen Wissenschaften, wofür in jedem Sprengel eine

„Akademie“ für Apologetik und Polemik errichtet werden sollte, und Übung im Predigen, dazu Sicherung der geistlichen Herrschaft über die Schule, Gründung von Mädchenschulen, Zusammenfassung der männlichen Jugend in Sänglingsvereinen, Verbreitung guter Bücher, Ausbildung einer katholischen Presse. Rüstig ging Pecci an die Ausführung, er besuchte fast täglich das bischöfliche Seminar, berief seinen Bruder Joseph zu dessen Leitung, errichtete eine Mädchenschule und ein Knabenwaisenhaus und hielt mit seinem Klerus geistliche Konferenzen ab. Aber die Visitation im Herbst 1853 ergab trotz alledem wenig befriedigende Resultate, denn so schnell ließ sich die verwahrloste Bildung seines Klerus nicht heben, und die „modernen“ Ideen wurzelten um so tiefer ein, als in der Verwaltung des Kirchenstaats alles beim alten blieb.

Da glaubte nun Pecci als Grundlage des theologisch-philosophischen Unterrichts das System des Thomas von Aquino, auf den ihn sein Bruder hingewiesen hatte, einführen zu müssen, da ein modernes, den kirchlichen Bedürfnissen entsprechendes nicht vorhanden sei. Er selbst wurde für Zeit seines Lebens ein begeisterter Thomist. Aber so energisch er hier zur mittelalterlichen Scholastik zurücklenkte, so wenig entging ihm, daß Reformen im Kirchenstaate unumgänglich seien, und er wurde zum Gegner Antonellis, da dieser sich dagegen starr ablehnend verhielt. Nichtsdestoweniger erhielt Pecci schon 1853 den Kardinalshut, er stimmte auch 1854 in Rom der Erklärung des Dogmas von der unbefleckten (sündlosen) Empfängnis Marias zu und empfing 1857 den Papst feierlich in Perugia. Aber die liberale und nationale Bewegung ließ sich durch dergleichen nicht aufhalten.

So kamen 1859 der Krieg und die Revolution. Noch ehe die Österreicher den Ticino überschritten, mußte Großherzog Leopold am 27. April Florenz verlassen, am 1. Mai flüchtete die Herzogin-Regentin Luise aus Parma, nach der Niederlage der Österreicher am 4. (nicht am 12.) Juni zog Herzog Franz am 9. Juni aus Modena ab, am 12. begann Ravenna die Erhebung in der päpstlichen Romagna, am 14. sagte sich auch Perugia von der päpstlichen Herrschaft los, der päpstliche Delegat entfloß. Doch erschien dort am 20. ein Schweizerregiment unter Oberst Schmidt und brachte die Stadt unter den Greueln einer mehrstündigen Plünderung wieder zum Gehorsam. Pecci tat nichts, um sie abzuwenden oder zu mildern, er hielt sich bis zum 23. in seinem Palais eingeschlossen, und Napoleon der Dritte überließ die Stadt ihrem Schicksale, weil er den Papst nicht noch mehr reizen wollte. Denn er hatte ihm die Führung des italienischen Bundesstaats zugebacht, den der Friede von Zürich am 10. November in Aussicht nahm. Es war vergebne Mühe. Pius lehnte alle Verhandlungen ab, Toscana, die Romagna, Parma und Modena wurden schon im August 1859 zu einer „mittelitalienischen Liga“ vereinigt, konstituierten sich selbständig und vollzogen im April 1860 ihren Anschluß an Piemont (vgl. Grenzboten 1903, 4. Vierteljahr, S. 536 ff.). Ein drohender Reaktionsversuch des mit Neapel und Österreich im geheimen verbündeten Vatikans trieb rasch weiter: im Mai 1860 führte Garibaldi seine „Tausend“ nach Sizilien, im September brach General Cialdini in die päpstlichen Marken ein, General Fanti in Umbrien; am 14. wurde Perugia erstürmt, und am 9. November erklärte sich Umbrien

gegen nur 386 Stimmen für König Viktor Emanuel. Mit dem 17. März 1861 war auch Pecci „Bischof im Königreich Italien“ geworden.

Es war ein schwerer, für ihn wie für den gesamten Klerus sehr harter Übergang. Schon im September 1860 verlor der umbrische Klerus seine Gerichtsbarkeit und seine Herrschaft über die Schule, im Oktober wurde die Zivilehe eingeführt. Die Orden wurden unterdrückt, die Kirchengüter unter staatliche Aufsicht gestellt, der Klerus auf dürftige Besoldungen angewiesen und zur Militärpflicht herangezogen. Weiter forderte die königliche Regierung das Bestätigungsrecht für die neuernannten Pfarrer, sie mißachtete geistlich die Autorität der Bischöfe, sie ließ protestantische Missionare und in Perugia sogar eine waldensische Schule zu. Seit 1862 hatte Pecci den Vertreter dieser „kirchenräuberischen“ Regierung in nächster Nähe, denn Perugia wurde damals Sitz einer Präfektur, und an der Stelle der geschleiften alten päpstlichen Zwingburg erhob sich ihr stattlicher Palast, vor dem König Viktor Emanuel über „das befreite Umbrien“ schaut.

Als Bischof und vollends als ein ehemals kirchenstaatlicher Bischof konnte Pecci der neuen Ordnung der Dinge zunächst nur feindlich gegenüberstehn. Er sah hier Gott und Belial im Kampfe. In zahlreichen Kundgebungen, mit feurigem Idealismus verwahrte er sich gegen die Kirchenpolitik der Regierung, gegen die Zivilehe, die Trennung der Kirche vom Staate, die Zulassung protestantischer Missionare, die Eingriffe in die Erziehung der Geistlichkeit. Aber praktisch zeigte er sich als Diplomat. In seinen vertraulichen Briefen suchte er sich mit den neuen Machthabern möglichst gut zu stellen, dreimal schrieb er an Viktor Emanuel, das Totenamt für Cavour erlaubte er, als man ihm sagte, der Minister sei als katholischer Christ gestorben. Auch innerlich rückte er unter dem Einfluß ihm befreundeter Laien dem modernen Staate näher; die perfecta societas blieb ihm zwar die Kirche, aber er wies doch jetzt neben ihr dem Staat eine selbständige Aufgabe in seiner Sphäre zu und befahl seinem Klerus, den Gesetzen zu gehorchen. Praktisch zog er sich auf die Seelsorge zurück. Denn noch immer befriedigte ihn der religiöse Zustand seiner Diözese nicht. Deshalb wandte sich sein Hirtenbrief vom März 1864 gegen die Entchristlichung und betonte die Vertiefung des religiösen Lebens, der von 1866 mahnte die Geistlichen, durch ihr Leben ein Beispiel zu geben und nicht Partei zu ergreifen. Als alleinige Grundlage der philosophisch-theologischen Studien hielt er am Thomismus fest. Unermüdlich sorgte er für bessern Religionsunterricht, für sein Seminar schrieb er selbst Lehrbücher, und in den Pfarrkirchen Perugias führte er regelmäßige Katechesen ein. An Kirchen sind unter seiner Verwaltung im ganzen sechshunddreißig neu erbaut worden, den Dom ließ er restaurieren. Doch er suchte auch an der Hand französischer Katholiken, wie Beuillot, Montalembert, Dupanloup, Chateaubriand, tiefer in die Kenntnis der katholischen Bewegung einzudringen und begann an die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen der Kirche und der modernen Kultur zu glauben. Deshalb verhielt er sich gegenüber der Enzyklika Pius des Neunten *Quanta cura* vom 8. September 1864 und dem daran geschlossenen „Syllabus“, die nach allgemeiner Auffassung der gesamten „modernen“ Weltanschauung und Kultur den

Krieg erklärten, sehr kühl; er veröffentlichte sie nur, ohne seine Meinung darüber zu äußern. Auf dem vatikanischen Konzil 1870 stimmte er für die Unfehlbarkeit, aber in den Debatten hielt er sich sehr zurück.

Ob er damals geahnt hat, daß es mit der weltlichen Papstherrschaft unaufhaltsam zu Ende gehe? Er hatte im Herbst 1867 erlebt, wie sich in Perugia und Terni die Freiwilligen Garibaldis sammelten, ohne daß die königlichen Behörden irgend etwas dagegen taten, wie Garibaldi sie von hier aus gegen Rom führte, wie nur die „wundertätigen“ französischen Chassepots bei Mentana den Ansturm abwehrten, und wie nun abermals die französische Tricolore über der Engelsburg aufstieg; es konnte ihm aber auch nicht entgehen, wie sich der Ruf nach der Roma capitale immer leidenschaftlicher erhob. Und doch erschütterte ihn das Ende, der Einmarsch der Italiener in Rom am 20. September 1870 aufs tiefste, und ein Unglück war diese gewaltsame Lösung unter allen Umständen, denn sie machte auf absehbare Zeit eine Versöhnung des universalen Papsttums mit dem italienischen Nationalstaate, dem Ergebnis der modernen Weltanschauung, unmöglich. Die Versöhnung beider Kulturkräfte aber wurde immer mehr Peccis Programm. Er erschwerte sie sich freilich selbst dadurch, daß er infolge seines Bildungsgangs von der modernen Kultur zu wenig wußte. Er kannte die moderne Wissenschaft, die sich eben vor allem in protestantischen Völkern entwickelt hat, fast gar nicht, er identifizierte ohne weiteres Rationalismus, Freimaurerei und Protestantismus, er unterschied die verschiedenen Richtungen des Protestantismus nicht, und von Luther hat er niemals auch nur eine Zeile gelesen.

Doch was er auf wissenschaftlichem Wege nicht erreichen konnte, das lehrte ihn die Beobachtung der Praxis. Im Februar 1877 ließ er seinen Hirtenbrief „Kirche und Zivilisation“ ausgehen. Alle materielle Kultur, sagt er darin, beruht auf der Arbeit. Diese hat die Kirche immer gewollt und selbst geübt. Sie erkennt auch die moderne Arbeit an, sie bekämpft ebensowenig die Naturwissenschaften, sie bekämpft nur die egoistische Ausnutzung der Menschenkraft, da mit dieser der Fortschritt der materiellen Kultur seinen Wert verliert, und die materialistische Auffassung der Volkswirtschaft, denn im Wesen der Kirche liegt mit der caritas der soziale Gedanke und soziales Handeln, und nur sie kann die unvermeidlichen Härten jedes materiellen Fortschritts durch ihre Predigt und ihre caritas mildern. Sie verlangt nur, daß sich die Gesellschaft dessen bewußt bleibe. Es war das Programm des werdenden Papstes. Aus Perugia drängte es ihn weg; bald nach dem Tode des Kardinalstaatssekretärs Antonelli (Ende 1876) ging er nach Rom, und am 21. September 1877 vollzog Pius die Ernennung Peccis zum Camerlengo, d. h. zum Stellvertreter des Papstes im Falle der Erledigung des Heiligen Stuhls. Am 7. Februar stand er am Sterbelager Pius des Neunten, am 18. Februar Nachmittags vier Uhr betrat er als der letzte das Konklave. Schon aus dem dritten Wahlgang am 20. Februar ging sein Name mit 44 von 61 Stimmen siegreich hervor. Wohl hatte er dieses Ergebnis selbst erwartet, ja gewünscht, wie es schon seit Jahren von manchem Kundigen (zum Beispiel Ruggiero Bonghi) erwartet wurde; denn alle Gegner Pius des Neunten sahen auf Pecci, dem dieser Papst wenig geneigt

und Antonelli feindlich gewesen war, und er hatte keinen ernsthaften Mitbewerber; auch eine seltsame Weissagung seines Landsmannes, des Abts Gessi, hatte ihm schon vor Jahrzehnten die päpstliche Tiara prophezeit. Als aber die Wirklichkeit an ihn herantrat, da war er aufs tiefste erschüttert; seine Familie glaubte kaum, daß er die Krönung (3. März) erleben werde, so schwach erschien er in diesen Tagen.

Es war ihm beschieden, die römische Kirche mehr als ein Vierteljahrhundert zu leiten. Auch als Greis und als Papst hat er noch immer gelernt und sich innerlich weiter entwickelt. Das zeigen vor allem seine zahlreichen in fließendem, elegantem Latein geschriebenen Enzykliken. Sie bewegen sich allerdings überwiegend in abstrakten, theoretischen allgemeinen Wendungen, wie es diese Stelle und der amtliche Charakter der Schriftstücke wohl mit sich brachte, aber auch in hohem Gedankenflug und in edeln Empfindungen. Sein Ziel blieb die Versöhnung der Kirche mit der modernen Kultur, also auch mit dem modernen Staate. Immer hat, so meinte er jetzt (1881), die Kirche den göttlichen Ursprung auch des Staats gelehrt. Seine Aufgabe ist, „alles das zu liefern und zu schützen, was dazu beitragen kann, die Bürger zu einem moralisch tüchtigen Leben vorzubilden“ (1893). Deshalb muß die Kirche nicht nur Frieden mit dem Staate halten, sondern sie muß mit ihm zusammenarbeiten in der Kulturpflege. Dabei ist der Staat freier als die Kirche, denn wenn diese an ihre göttlichen Prinzipien gebunden ist, so kann der Staat manches dulden, was weder wahr noch gerecht ist, um Übles zu vermeiden oder Gutes zu erreichen. Dem hat sich dann auch die Kirche zu fügen (1888). An einer bestimmten Staatsform hat die Kirche kein Interesse; sie kann auch, wie Nordamerika ihm zeigte, die völlige Trennung von Staat und Kirche ertragen (die Leo früher unbedingt verworfen hatte). Deshalb mahnte Leo die Katholiken, auch überall gute Patrioten zu sein. Kirchlich politische Parteien lehnte er noch 1885 ab, vielmehr sollten sich die Katholiken mit andern Elementen zusammentun, und in politischen Fragen sollten sie völlig freies Urteil haben. Das Zentrum des deutschen Reichstags erschien ihm, weil es in seiner politischen Haltung von der kirchlichen Autorität frei sein will, als Muster einer solchen Partei. Den Priestern aber verbot er, sich in den politischen Parteikampf zu mischen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Über das Grenzgebiet sollten sich Staat und Kirche friedlich verständigen; eine Souveränität des Staats über die Kirche als irdische Genossenschaft erkannte er also — begreiflicherweise — prinzipiell nicht an, in dieser Beziehung beruht seine Anschauung doch auf der mittelalterlichen Theorie von den beiden Schwertern (so in der Enzyklika *Immortale dei* 1885). Gemeinsam sollen nun beide Institutionen arbeiten zunächst auf dem Gebiete der Schule. Leo würdigte die Berechtigung der Staatsschule für die weltlichen Fächer durchaus, und er wies die „freien“ (katholischen) Schulen zur Unterwerfung unter die Staatsgesetze an. Als Grundlage für den philosophisch-theologischen Unterricht schrieb er schon 1879 allgemein das System des Thomas von Aquino vor, er ließ auch seine Werke durch seinen gelehrten Bruder, den 1879 zum Kardinal erhobnen Joseph Pecci, neu herausgeben. Ebenso sollten Staat und Kirche gemeinsam die sozialen

Verhältnisse regeln. Die Encyclika *Rerum novarum* vom 15. Mai 1891 betonte, daß weder die Kirche durch ihre *caritas* noch der Staat allein durch seine Gesetze und seine Aufsicht die soziale Frage lösen könne, das könne nur die Gesellschaft selbst unter der Leitung beider. Die „christliche Demokratie“ freilich, die unter dem Abbate Muri rasch große Verbreitung in Italien gewann, erschien ihm bald bedenklich, sodaß er ihre Entfaltung hemmte. Damals hatte sich ihm das Verständnis auch für die deutschen Verhältnisse endlich erschlossen; er sah hier den Sozialstaat neben dem romanischen Rechtsstaat verwirklicht, und er wußte das Pflicht- und Dienstverhältnis des deutschen Fürsten- und Beamtentums gegenüber dem Staate zu würdigen.

Freilich in dem Verhältnis zu dem Staate, der sein Rom umschloß und ihm seine Soldaten und Carabinieri bis auf den Petersplatz und bis an die *Porta di bronzo* schickte, stellte er sich auf den Standpunkt Pius des Neunten. Er betrachtete sich als den Gefangenen im Vatikan, er spendete den ersten Segen nicht von der äußern Loggia der Peterskirche aus, sondern von der innern des Domes, er erneuerte die Proteste gegen den Kirchenraub; und doch, er traute sich zu, auch „die qualvolle römische Frage in Frieden zu lösen.“ Er begünstigte deshalb die Organisation der „Katholiken“, die 1874 ihren Anfang genommen hatte, denn er hoffte von ihr eine Förderung der provinziellen und der kommunalen Selbstverwaltung als Gegengewicht gegen die bureaukratische Uniformierung der Halbinsel. Nach 1884 kam er bis zu einem gewissen Grade auf die alten Gedanken Giobertis zurück, er hielt fest an dem *non expedit* für die „katholischen“ Wähler des Königreichs. Er hoffte vertragsmäßig den Kirchenstaat etwa im Umfange des *Patrimonium Petri* wiederherzustellen, aber dieser sollte als Bundesstaat ein Glied des italienischen Reichs mit einer gewissen Militärhoheit, selbständiger Verwaltung und Gesandtschaftsrecht bilden, und er sollte seinen Halt an einer künftigen katholischen Partei im italienischen Parlament finden. Er wollte dabei der Kirche auch in der modernen Zeit und mit modernen Mitteln ihr altes „Kulturprimat“ wahren, und in der Tat hat er sich selbst als hochherziger Mäcen erwiesen. Er baute das vatikanische Observatorium und das Leoninstitut in Anagni, er ließ die Borgiasäule (woraus bei Barth S. 62 eine „Borgiasäule“ geworden ist!) prächtig erneuern, er öffnete 1893 das Vatikanische Archiv der wissenschaftlichen Forschung, indem er erklärte: „Wir haben keine Furcht vor der Veröffentlichung der Urkunden,“ und er gründete die „Bibelkommission“ für das kritische Studium der biblischen Texte. Von 1886 an glaubte er seinem Ziele nahe zu sein, er hoffte auf die Fürsprache Österreichs und Deutschlands, er knüpfte mit Crispi Beziehungen an. Aber der kirchenfeindliche Liberalismus und Radikalismus in Italien setzte alles daran, diesen Ausgleich zu verhindern — in diese Zeit fällt die Errichtung des provozierenden Giordano-Bruno-Denkmales in Rom 1889 —, und um 1890 zerschlugen sich die Aussichten. Was zwischen 1860 und 1870 möglich gewesen wäre, was auch der feurige Patriot Massimo d'Azeglio im Auge gehabt hatte (*Le questioni urgenti* 1861), wenn er den Satz aufstellte: „Rom eine italienische Stadt, doch nimmermehr unsre Hauptstadt,“ das war nach 1870 unmöglich; Pius hatte den günstigen Augenblick veräümt. Seit 1890 verbitterte sich

beiderseits das Verhältnis noch mehr, sogar den Tod König Humberts (1900) ignorierte der Vatikan vollständig, und ihre Hoffnungen auf Wiederherstellung des Kirchenstaats setzte die Kurie jetzt auf Frankreich.

Und doch machte ihm Frankreich, das Hauptland des modernen Katholizismus, die dringendste Sorge. Aber seinem Grundsatz getreu, daß die römische Kirche keine bestimmte Staatsverfassung vorschreibe, wandte er sich seit 1890 der Republik zu, trotz ihrer Bekämpfung der Orden, und forderte in der Enchiklika vom 18. Februar 1892 die Franzosen auf, sie als die gesetzliche Staatsform anzuerkennen. Er hat keinen Dank dafür geerntet, und sein Nachfolger erlebt die Trennung der Kirche vom Staate. In Deutschland beendete Leo den Kulturkampf, auf den Spahn nicht näher eingeht, mit einem unzweifelhaften Siege seiner Kirche, weil er in der Form so viel nachgab, als der Staat verlangen mußte, und die Aufhebung der Maigesetze der souveränen preußischen Gesetzgebung überließ, wozu sich Pius sicherlich nie verstanden hätte; er erlebte sogar den Triumph, daß Bismarck 1885 den „Gefangenen im Vatikan“ zum Schiedsrichter im Karolinenstreit aufrief. Die Größe des Kanzlers erkannte er bewundernd an, und Kaiser Wilhelm den Zweiten hat er dreimal persönlich empfangen wie ein Souverän den andern. Auch mit Rußland knüpfte er wieder an; indem er 1894 den Polen riet, sich den Verhältnissen zu fügen, erreichte er die Errichtung einer russischen Gesandtschaft beim Vatikan, er trat sogar mit Japan in diplomatische Verbindung. Wie sein Blick so umspannten seine Organisationen die Welt. Er vollzog die Gründung einer katholischen Hierarchie in Schottland wie in Ostindien, er vereinigte 1890 die südamerikanischen Bischöfe zu einem Konzil in Rom, er errichtete eine apostolische Delegation in Nordamerika, er nahm den alten Lieblingsgedanken der Päpste, die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen, wieder auf, er wagte es, sich in der Enchiklika vom 20. Juni 1894 an alle Fürsten und Völker der Erde zu wenden und ihnen die Rückkehr zur kirchlichen Einheit, von der sie sich durch „eine ganz ungewöhnliche Umwälzung aller Zustände und Verhältnisse“ getrennt hätten, zu empfehlen.

Gewiß ein höchst merkwürdiges Schauspiel, wie dieser sich selbst im Vatikan einschließende Greis in alle Welt hinauswirkt, wie er von aller Welt bei seinen persönlichen Jubiläen 1888, 1893 und 1903 gefeiert wird, und wie dabei sein Blick immer freier und weiter wird, gemessen an dem Maßstabe seines einseitig theoretischen Bildungsgangs und der ungeheuern Stärke der kirchlichen Tradition. Er hat diesen Widerspruch zwischen seiner weltumspannenden Aufgabe und der räumlichen Beschränkung seines persönlichen Daseins im Anfange seines Papsttums höchst peinlich empfunden. „Welches Elend, rief er da wohl, indem er auffahrend Feder und Bücher an die Wand seines Arbeitszimmers warf, daß ich hier eingeschlossen bin, der ich die freie Luft und das tätige Leben so liebte!“ — ein menschlicher Zug, der zeigt, welche ungeheure Selbstverleugnung seine erhabene Stellung von ihm verlangte. Und menschlich ist es auch, wenn er seine Empfindungen in formvollendeten lateinischen und italienischen Dichtungen nach dem Muster seines Lieblingspoeten Horaz ausströmte, wie er denn schon seit 1832 Mitglied der „Arkadier“ (als Neandro Gracleo) war. Als er, ein drei-

undneunzigjähriger Greis, am 20. Juli 1903 verschied, hat er das Bewußtsein mit sich nehmen können, daß er das Papsttum, das sein Vorgänger mit aller Welt in Gegensatz gebracht hatte, der modernen Welt angenähert und zu einer anerkannten geistigen Weltmacht erhoben habe, ein Sieg des Universalismus und zugleich ein Beweis mehr dafür, daß wir in ein Zeitalter gebundner Weltanschauung eingetreten sind. Das mögen die einen beklagen, die andern freudig begrüßen, dem Historiker ziemt es, diese Wendung zu verstehen, dem Staatsmann, danach zu handeln.



Die hohen Fleischpreise

Von Hugo Böttger



ine an sich wirtschaftliche Frage, die nicht aus den Marktberichten und dem Handelsteil der Zeitung herausfällt, die Frage der hohen Fleischpreise rückt jedesmal dann an die leitende Stelle der öffentlichen Meinung und wird zur politischen Angelegenheit ersten Ranges, wenn die Preishöhe so extravagant wird, daß es sich für die Agrarier lohnt, auf den Zwischenhandel zu schelten, für die Fleischer aber, den Agrariern und der Regierung zu Leibe zu gehn und die Änderung unsrer Veterinärabkommen mit den übrigen Vieh produzierenden Staaten stürmisch zu verlangen, und daß es schließlich für die Sozialdemokraten eine Genugtuung ist, zwei der lebensfähigsten Teile des Mittelstandes: Fleischer und Viehzüchter noch mehr aufeinander zu heizen. Die Sozialdemokratie behält schließlich den Trumpf in der Hand, daß die „kapitalistische Regierung“ durch Zoll und Veterinärpolitik die breite Masse des konsumierenden Volkes abwechselnd dem Zwischenhandel oder dem Produzenten zur Auspöwerung ausliefere. Das ist der regelmäßige Gang der Debatten bei den von Zeit zu Zeit eintretenden Fleishteuerungen.

Ohne Frage haben wir gegenwärtig höchst unerfreuliche Fleischpreise, und nicht nur der Arbeiterhaushalt verspürt die Kalamität der Nahrungsmittelversorgung des deutschen Volkes. Auch die Hausfrauen des Mittelstandes kommen mit dem alten Monatsbudget nicht mehr aus und machen Nachforderungen geltend. Man hat zu derselben Zeit im vorigen Jahre gewöhnliches Schweine- und Rindfleisch um 20 bis 30 Pfennige für das Pfund billiger haben können als jetzt, und die Marktnotierungen für Rinder, Ochsen, Kühe gehn über die des Notjahres 1902 noch um ein Beträchtliches hinaus, die Preise für Schweine sind ebenfalls etwa 2 Prozent über die von 1902 derselben Jahreszeit gestiegen. Also muß der Ausnahmecharakter der gegenwärtigen Preisbildung ohne Einschränkung zugegeben werden. Der politische Streit erhebt sich erst bei der Ergründung der Ursachen und bei den Abhilfsvorschlägen. Was sind die Ursachen? Die Einen erklären, die Unzulänglichkeit der deutschen Viehproduktion im Verhältnis zum Bedarf